

Solo verbo IX „Von Himmel und Erde“**25. Juni 2014**

Himmel und Erde. Höhen und Tiefen. Oben und Unten. Fallhöhe des Geistes. Das Leben. Alexander Gerst grüßt heiter aus der fernen Raumstation, wo er in der Schwerelosigkeit die Sterblichkeit von Seifenblasen erforscht, während hienieden eine gigantische Not-Expedition das Leben von Johann Westhauser zu retten versucht. Riesending im Untersberg. Höhen und Höhlen.

Schon erstaunlich, dass man zunächst 1840 Meter nach oben klettern muss, um in die tiefsten Tiefen der Erde einzudringen. Nicht nur alpin-geologisch, auch theologisch zog es Menschen hoch hinaus, um des Irdenlebens Niedrigkeit zu erfahren. Der Turmbau zu Babel. Die Demütigung Abrahams auf dem Berg von Moria. Mose, dem Gott auf dem Sinai die Leviten las. Elia beim großen Urteil auf dem Karmel und allein in der Felsenhöhle des Horeb. Der Hügel Golgatha, über dem es finster wurde von der sechsten Stunde an. Am Ort, da sich Himmel und Erde berühren, sind Leben und Tod einander ganz nah.

Himmel und Erde: Polarität, Ambivalenz, allerdings nicht zwischen gleichberechtigten Welten. Der biblische Befund macht klar: das Himmel- und Erde-Projekt markiert ein Gefälle samt Richtungsanzeigen und klaren Tendenzen. Schon sprachlich-stimmlich lässt die Legende der Genesis keinen Zweifel aufkommen. Ob man sich's nun hebräisch oder deutsch auf der Zunge zergehen lässt, die Melodieführung ist gleich: *Bereschit bara elohim ät-haschamajim we ät-haarätz. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.* Da, wo die Stimme sich senkt, ist unser niederer Ort bestimmt.

Der Himmel ist hoch. Wir werden für hier unten geschaffen, bodenvständig, dem zweiten Schöpfungsbericht nach gar aus Erde gemacht. Der Himmel ist unsere Sache nicht. Selbst Gott wohnte nicht von Ewigkeit her dort oben. Denn mit dem Anfang hat er ja auch den Himmel erst geschaffen, indem er einen Trennstrich setzte und das wohl schon ursprünglich vorhandene Wasser nach

oben und unten verteilte. Die Domestizierung des Meeres und die Abspaltung des Himmels: die kosmische Sortierung. Die Leuchtmittel, die Gott an den Himmel setzte, schuf er zu dekorativen und orientierungsdienlichen Zwecken. Denn das Licht selbst war immer schon sein Eigentum. Und ganz allmählich erst bezog er seine Residenz dort oben.

Ordnung ist nicht nur das halbe Leben. Ordnung ist die ganze Schöpfung. Die geradezu zwanghaft-rituelle Erzählweise von Genesis 1 lässt keinen Zweifel daran. Der Schöpfer bestimmt Ort und Zeit des Werdens. Abend und Morgen, erster, zweiter, dritter Tag. Auch alle Angelegenheiten der Macht werden sorgfältig geordnet. Auf dass ihm niemand dazwischenfunke. Das Meer ist nur das Meer und nicht etwa, wie andere glauben, ein mächtiger, chaosbringender Drache. Und wenn Sonne und Mond Tag und Nacht regieren, dann nur auf Geheiß des einen Mächtigen, und nicht weil diese Himmelskörper selbst Götter wären. Und drunten auf Erden möge der Mensch gottbefohlen alles Leben beherrschen, und im Sinne des Schöpfers die gute Ordnung bewahren.

Dass der Mensch schon bald, sei es aus Eigenmacht, sei es durch widergöttliche Verführung, gegen diese Ordnung rebellierte, soll den Schöpfer überrascht haben. Dass des Menschen Unlust auf Ordnung etwas mit der Entdeckung der Lust zu tun hatte, mag nicht ganz so überraschen.

Verliebten wird ja nachgesagt, sie befänden sich im siebten Himmel. Von einer Zählung der Himmel weiß die Genesis nichts. In der Um- und Nachwelt dieser Schrift war und wurde es jedoch Usus, Himmelsgrade nach Bedeutung und Heiligkeit zu unterscheiden. Die talmudische Überlieferung bezeugt sieben Himmel, wovon der höchste, *Araboth*, zu deutsch: *Gewölk* genannt, den Thronszitz Gottes beherbergt. Auch Aristoteles kannte sieben Himmel, denen er allerdings eine eher astronomische Relevanz zuschrieb. Und der Islam nennt eine Siebenzahl der Himmel, denn Mohammed wurde vom Erzengel Gabriel durch sechs von ihnen geleitet, bevor er dann im siebten göttlich unterwiesen

wurde. Die biblische Überlieferung bleibt dagegen bescheiden. Die Pluralform kommt manchmal vor, so bei Matthäus, der die *basileia tou theou*, die Königsherrschaft Gottes, in eine *basileia toon ouranoon*, ein Königreich *der Himmel* verwandelt. Zahlenmäßig legt man sich nicht fest. Nur Paulus berichtet im 2. Korintherbrief von einem Menschen, der bis in den *dritten* Himmel entrückt wurde.

Seien es nun sieben Himmel, nur einer oder drei. Müßig ist's, zu spekulieren, was sich in ihnen an je religiös Bedeutsamem ereignen mag. Ich werde mich im Folgenden nun an eine Dreizahl halten, weil mir zum Verhältnis zwischen Himmel und Erde drei Aspekte bedenkenswert erscheinen: der topographische Aspekt, aufs neuzeitliche Weltbild hin befragt, der soziale Aspekt als Frage nach den Hierarchien, und der mentale Aspekt, der von der menschlichen Sehnsucht handelt.

1. Himmel und Erde, topographisch

Dass Oben und Unten, universal gesehen, ziemlich relative Ortsangaben sind, ist keine Neuigkeit mehr. Vom menschlich-irdischen Standpunkt aus ist der Himmel immer oben, und selbst vom All aus besehen, würde ein irdischer Raumfahrer seinen Heimatplaneten unten wähen. Von jedem anderen gedachten Standpunkt aus sind solche Ortsangaben eher unsinnig. Wie wir Menschen Oben und Unten unterscheiden, ist nicht nur eine Frage unserer Perspektive, sondern auch der Gravitation. Da, wo Newtons Apfel landet, da ist unten. Unten ist dort, wohin es uns von ganz allein zieht. Oben ist, wo wir nur mit großer Mühe hingelangen können. Dass wir Erdverhaftete sind, ist nicht nur religiöse Deutung, es ist auch schlichte Physik.

Niemand kann heute mehr ernsthaft am kopernikanischen Weltbild zweifeln, auch wenn uns diese Menschheitskränkung, wie Freud sie nannte, noch ganz

schön tief in den Knochen steckt. Aber wie gut wir mittlerweile auch wissen, dass sich die Erde um die Sonne dreht und selbst unsere Galaxie nur ein winziger Ausschnitt ist des unfassbaren Raums, so ptolemäisch-vorkopernikanisch bleibt doch unsere Wahrnehmung der Lebenswelt. Noch immer geht die Sonne auf und unter. Auch wenn wir wissen, dass sie es nicht tut. Noch immer leuchtet uns der Himmel blau, auch wenn er für sich gesehen schwarz ist und ein paar Sonnenstrahlen-Streueffekte in der Atmosphäre ihm den Anschein von Azur verleihen. Noch immer ist uns Leben wichtig, auch wenn es kosmisch gesehen eine unbedeutende Ausnahme bleibt.

Es mag an der Schönheit dieses Himmelsbildes liegen, dass Menschen sich seit Alters her nach droben orientieren. Und am Wissen darum, dass die Ereignisse von dort, sei es dörrende Hitze oder fruchtbringender Regen, über Wohl und Wehe des Lebens entscheiden. Und auch an der nächtlichen Anmutung einer geordneten Weite, voller Wandlungen und doch konstant, als seien dort bei jenen Lichtern Gesetze für das große Ganze aufbewahrt.

Zudem hat die Evolution für den Menschen noch eine interessante physiologisch-topographische Besonderheit hervorgebracht. Die meisten Angehörigen der Fauna haben den Himmel ja im Rücken und ihren Blick mehr oder weniger der Erde zugewandt. Der aufrechte Gang des Menschen verleugnet zwar die Erdschwere nicht, und doch ist sie bemerkenswert, diese Körperausrichtung nach oben hin. Als gäbe es da eine Bestimmung über das Irdische hinaus. Die Vögel, freilich, sind dem Himmel näher, und faszinieren die Menschen mit ihrer Fähigkeit, der Erdanziehungskraft zu trotzen. Nur die Engel mögen noch weit über ihnen fliegen. Es sollte viele Menschenalter dauern, bis solche Flugkunst mit technischer Hilfe dann auch den Irdischen gelang.

Und so streben sie gen Himmel, die erdverwurzelten Menschenkinder, erklimmen unwirtliche Berge, errichten Gebäude, die den Himmel scheinbar berühren, trotzen der Schwerkraft mit Ingenieurskunst und Unmengen Kerosin.

Strecken sich aus nach einem trügerischen Oben-Sein, und nähern sich Gott doch um keinen Zentimeter.

2. Himmel und Erde, sozial

Himmel und Erde, Oben und Unten: das sind, wie erwähnt, relative Ortsbestimmungen. Oben und unten sind aber auch noch in anderer Weise relativ, in dem sie Beziehungsordnungen beschreiben und begründen. Beziehungen zwischen Menschen und, im religiösen Kontext, Beziehungen von Menschen zu jenseitigen Wesenheiten.

Ich glaube nicht, dass die Religion die Erfinderin der sozialen Abstufungen war, aber ich denke wohl, dass sie gesellschaftliche Gefälle gelegentlich befördert und mitunter auch geheiligt hat. Die frühen Stammesgesellschaften hatten noch keine personifizierten Götter, von deren Macht sie ihre sozialen Ordnungen ableiten konnten. Gleichwohl mussten sie, um ein Überleben der Gemeinschaft gewährleisten zu können, die Alltagsabläufe organisieren, Entscheidungsprozesse ermöglichen und gegebenenfalls disziplinarische Maßnahmen legitimieren wider jene, die die Gemeinschaft gefährdeten. Ähnlich wie im Tierreich dürften zunächst die körperlich überlegenen Individuen entsprechende Leitungsansprüche für sich geltend gemacht haben. Hilfreich war es, wenn sie darüber hinaus noch gewisse Kompetenzen aufzuweisen hatten. Die einmal akzeptierte Herrschaftslogik funktionierte dann, wiederum dem Tierreich ähnlich, bis in die Gesten hinein. Oben und unten. Die aufrechte Pose des Mächtigen, die Verneigung der Untergeordneten samt demütigem Blick zum Boden. Ein Haltungsspiel übrigens, das halb instinktiv, halb erlernt weitgehend bis heute praktiziert wird.

Aus diesen einfachen Stammes-Strukturen erwuchs irgendwann der Götterglaube. Wenn ein verehrter Stammesführer starb, wurde er zu einem geist-

artig- transzendenten Wesen, von dem man glaubte, es würde auch post mortem noch die Gemeinschaft schützen und leiten. Und auf diesem und anderen Wegen, wie etwa der Zuschreibung von Naturereignissen an andere Transzendentalien, entstand alsbald ein ganzes Rudel von Göttinnen und Göttern, die mittels der Erzählkunst ihrer Adoranten wiederum in eine Ordnung gebracht werden mussten. Die biblischen Geschichten, die verkünden, wie sich *adonaj* allmählich zum *einen* und *einzigem* behauptete, sind bemerkenswerte Zeugnisse solcher Ordnungsprozesse. Zwar gibt es anders als in anderen Kulturen dann im Glauben Israels natürlich keine differenzierte Rangordnung mehr von Göttern. Aber dennoch besteht auch hier eine klare Hierarchie, eine heilige Herrschaftsordnung, dem Wortsinn nach. Mit einem Himmelsherrscher oben, diversen Mächten wie den Engeln oder der personifizierten Weisheit irgendwo dazwischen - und dem Menschen unten, der bestenfalls zum furchtsamen Diener taugt.

Die christliche Variante der Erzählung bringt mancherlei Irritation ins schön geordnete System. Dass ein Höchster sich erniedrigte, um den geknechteten Menschen nahe und gleich zu sein, ist in Bezug auf das Himmel-und-Erde-Gefälle schon hinreichend skandalös zu nennen. Dass dieser Gottmensch dann auch noch die Armen und Elenden zu himmlisch Seligen pries, mutet einigermaßen revolutionär an. Gleichwohl wird hier, trotz mancher Verkehrung, Camouflage und Parodie der religiösen Standards, doch die Oben-Unten-Logik nie ganz aufgegeben. Spätestens nach der Himmelfahrt darf Christus neben Gott-Vater den Thronszitz beanspruchen. Mit etwas Phantasie lässt sich vielleicht der Heilige Geist als eine weniger hierarchisch orientierte Kraft charakterisieren.

Der Gottesglaube legitimiert keineswegs immer und überall auch die Durchsetzung menschlicher Hierarchieansprüche. Es gibt genügend Belege im Alten und Neuen Testament in Hinsicht auf die oftmalige Gottwidrigkeit menschlicher Macht. Aber es hat im Laufe der Geschichte immer wieder gut funktioniert, menschlichen Herrschaftswillen in der oberen Hälfte der Himmel-

und-Erde-Skala einzusortieren. Und so fügt es sich schon, dass die Starken dann doch oben und die Schwachen unten bleiben. Die katholische Kirche hat den Hierarchiegedanken nahtlos in die irdischen Glaubenswelten übersetzt. Luthers Protest dagegen blieb etwas halbherzig. Zwar propagierte er die Unmittelbarkeit zwischen dem glaubenden Individuum und Gott; auf politische Hierarchien mochte er, auch theologisch reflektiert, um der Ordnung willen jedoch nicht verzichten.

Heute nun leben wir doch einigermaßen selbstverständlich mit dem himmlisch-irdischen Gefälle. Wir *hier oben* kümmern uns ein bisschen um die in Afrika *da unten*, was schon geographisch einigermaßen dämlich ist. Wir trennen Ober-, Mittel- und Unterschichten und finden für Letztere auch noch elegante Namen, wie Bildungsferne oder Prekariat. Dass alle Menschen gleich sind, formulieren wir gern, dass aber eventuell alle einen gleichen Anspruch auf Besitz und Güter haben könnten, finden wir nach dem Scheitern der kommunistischen Idee einigermaßen unanständig. Um religiöse oder politische Macht müssen wir uns nicht mehr allzu viele Gedanken machen. Im Himmel sitzt, wer das Geld hat. Vor einem Bankchef zuckt selbst eine souveräne Kanzlerin andächtig zusammen.

3. Himmel und Erde, mental

Himmel und Erde: das ist mehr als eine diskussionswürdige topographische Verhältnisbestimmung, auch mehr und anderes als nur ein problematisches Modell umfassender sozialer Differenzierung. Die Spannung zwischen Himmel und Erde trifft nicht nur das *zoon politikon*, sondern auch das *zoon poietikon* ins Mark seiner Existenz. Neben all dem Kritischen, was zu sagen war, soll nun doch eine Apologie des Himmlischen nicht unterbleiben. Denn es gehört zum Großartigsten der Seele des Menschen, dass er sich über seine irdische Bestimmung so kraftvoll hinaus zu phantasieren vermag.

Die Religionskritik, sie hält dieses Phantasieren ja für Lug und Trug, verweist auf billige Vertröstung und mutmaßt, ohne diese Glaubensdinge wäre die Welt viel besser dran. Ja, und es gibt Momente, da möchte ich einstimmen, wenn ich Zeuge der Verblendung werde oder dieses Wahnsinns, mit einer gut platzierten Bombe käme man dem Paradies beschleunigt nah. Und dass man Menschen klein und dumm gehalten hat mit dem Versprechen, im Jenseits werde alles besser, man möge nur fein stille halten: das macht den Glauben nicht sympathisch.

Doch andererseits: Will man stets nur auf die Erde starren und sich mit dem Wenigen begnügen, das es an Freuden uns bereithält und immer wieder schnell entzieht? Da bleibt dann nur der Staub, dem wir entstammen und der uns eines Tages wieder zu sich holt. Wie gut, wenn wir den Blick einmal nach oben richten und so tun, als sei uns dieses Oben nicht ganz fremd.

So leben wir im Zeitlichen und werden den Gedanken an das Ewige nicht los. Da stehen wir inmitten von allem Vergehen und fragen nach Unsterblichkeit. Da lesen wir in klugen Forschungstexten, dass wir Materie seien und nicht viel mehr. Und wollen gern erfahren, was dann noch Geist bedeuten mag. Da fangen wir an, uns als Menschen zu begreifen und wünschen uns inmitten dessen doch einen Hauch von Göttlichkeit.

Ein Himmelreich auf Erden, das können wir nicht errichten. Jeder Versuch dahin ist zu kläglichem, wenn nicht brutalen Scheitern verdammt. Aber es gibt eine Poesie, eine Schaffenskraft, die reicht über das Irdische hinaus. Weltlich ist und bleibt sie, keine Frage, selbst wenn sie in Form einer *heiligen* Schrift zu Worte kommt. Ein Gedicht kann es sein, ein Bild, ein Klang, der wie „von woanders her“ (Jacques Derrida) ertönt. Ein Moment der Liebe, der die Starre löst und die Sinne durchweht. Ein flirrendes Nicht-von-dieser-Welt. Ein Zeichen, das der Vergänglichkeit trotzt und uns einstimmt in ein Empfinden, wir seien zu Höherem berufen. Wer will dem Sterbenden das Paradies vergällen, das

größte Gedicht des Menschheitstraums. Wohin gehen wir? Wo gehören wir hin? Mag sein, es bleibt nicht mehr als eine „Spur der Asche des Nichts“ (Jacques Derrida). Doch immerhin eine Spur. Immerhin nicht Nichts im völlig leeren, kalten Sinne. Vielleicht ein Nichts, das wieder Leben heißt. Am Ende schuf Gott Erde und Himmel.